In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 199 | Posen, den 31. August 1929 | 3. Jahrg.



(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Pat rief Rih-Saoh zu sich in die Gaststube, die leer war.

„Hier sind 18 000 Peseten. Zähle sie nach, Rih-Saoh.“

„Der Indianer zählte lange. Endlich war er fertig und sagte demütig: „Es ist richtig, Herr.“

„So bringe mir die achtzehn Gefangenen.“

„Meine Brüder werden sie mir bringen, Herr. Wohin willst du, daß ich sie führe?“

Pat überlegte.

„Nach Santa Villis!“

„Es sei, Herr! In acht Tagen und acht Nächten sind sie in Santa Villis. Und du, Herr, kannst mit meinem Bruder Pah-Saoh reisen. Er wird dich sicher führen. Gib ihm dein Vertrauen.“

„Ich vertraue ihm wie dir, Rih-Saoh! Werde ich dich in Santa Villis wiedersehen.“

„Nein, Herr! Rih-Saoh kehrt zu seinen Brüdern zurück.“

Der Abschied Pats von Rih-Saoh war ergreifend.

„Unsere Wege trennen sich, o Herr,“ sagte der Indianer und seine dunkelgefärbte Stimme klang wie ein ergebungsvolles Klagen. „Vergiß nicht, Rih-Saoh, der immer dein gedenken wird. Ich habe unter den Weißen gelebt, weil es meine Brüder bestimmten und die Vorsehung hat mich deinen Weg finden lassen.“

„Dank der Vorsehung, Rih-Saoh!“ sagte Pat Sonnsen bewegt auf des Indianers lange Rede und ergriff dessen braune Rechte.

In dem Augenblick blickte ihn Rih-Saoh voll an und Pat sah in zwei klare, tiefe Augen, die dunkel waren, tiefdunkel, aber er konnte ihre Farbe nicht bestimmen.

Es waren Augen voll Weh, Augen, in denen das Leid von Jahrhunderten lag, die den jungen Weißen bewegt ansahen.

„Herr, darf ich dir meine Freundschaft geben?“

„Ja, Rih-Saoh! Sie soll mir unvergeßlich für das Leben bleiben. Habe Dank!“

Dann schlossen sie Blutsbrüderschaft.

Zum Abschied sprach Rih-Saoh: „Herr, wenn du einmal in stiller Mondnacht ein Klingen hörst, wie der Laut eines Glöckchens, wie es in Euren Häusern ist, dann denke, daß dich dein Freund Rih-Saoh grüßt.“

Noch ein Wort wollte Pat sprechen, doch der Indianer war verschwunden. Der Wald hatte seinen Sohn zurückgeholt.

* * *

Als Pat vielleicht nach einer Stunde zu seinem Quartier zurückkehrte, stand ein Indianer an den Stufen, die ins Haus führten.

Unterwürfig grüßte er.

„Ich bin Pah-Saoh, Herr, der dich nach Santa Villis führen soll.“

Pat war erfreut und verwundert.

„Wann ist die beste Zeit zum Reisen? Pah-Saoh?“

„Gleich, Herr! Dann erreichen wir, ehe die Sonne sinkt, eine gute Unterkunft, die Pah-Saoh kennt.“

„Es ist gut, wir reisen. Mache die Pferde fertig und erwarte mich hier.“

Er grüßte und suchte den Wirt auf.

Helmers war überrascht. Er hätte den lieben Gast gern noch behalten, aber seine Art war es nicht, jemanden zu nötigen oder zu überreden.

„Habt Ihr erreicht, was Ihr wollt?“

„Ich hoffe es, Herr Helmers. Rih-Saoh hat mir versprochen, daß ich in Santa Villis alle achtzehn Cowboys finde.“

Helmers wollte seinen Ohren nicht trauen. Seine Verwunderung ward immer größer.

„Jedenfalls hattet ihr ein Riesenglück und dann habt ihr ein Erlebnis hinter Euch, daß Euch gewiß unvergeßlich bleiben wird.“

„Ja, Herr Helmers, ich werde Rih-Saoh nicht vergessen,“ sagte Pat ernst.

Dann bezahlte er seine Schuld und verabschiedete sich herzlich von dem Wirt und seinen Angehörigen.

Pah-Saoh stand bereits mit den Pferden vor dem Hause und wartete. Pat überflog sie flüchtig, prüfte. Es war alles in Ordnung.

Es war früh ¼ 10 Uhr, als Pat den seltsamen Ort Tet-Hu-Atlen verließ. Auf die Stunde genau brachte ihn Pah-Saoh nach Santa Villis.

* * *

Sieben Tage und sieben Nächte waren bereits vergangen, seit Rih-Saoh Abschied von ihm genommen hatte.

Pat wartete und die Spannung in ihm schien stärker zu werden. Er malte sich aus, wie sie wohl aussehen würden, nachdem sie wohl monatelang in einem indianischen Bergwerk Sklavenarbeit verrichtet hatten.

Und am Tage, da es ihm versprochen war, brachte Pah-Saoh achtzehn Männer zu ihm. Es waren die Cowboys.

„Rih-Saoh läßt dich grüßen. Lebe wohl, Herr!“

„Lebe wohl, Pah-Saoh!“

Ehe er ein weiteres Wort an ihn richten konnte, war er verschwunden.

Die Cowboys sahen fürchterlich aus.

Zerlumpt, abgemagert, krank waren sie, ein Bild des Jammers. Sie grinsten ihn an. Wollten zu ihm sprechen, aber es war nur das Lallen eines Kindes.

Pat tief erschüttert, befahl dem Wirt, den Männern eine Lagerstatt zu bereiten. Gab allen Milch und Brot, das sie willig nahmen. Es kostete viele Mühe, sie alle achtzehn in den Raum, da ihnen ein Lager bereitet war, zu bringen, denn sie konnten sich vor Erschöpfung kaum noch aufrecht erhalten.

Als dies mit Hilfe des Wirtes und zweier Schwarzer nun glücklich gelungen war, atmete Pat auf.

„Sagen Sie, Sir, was ist mit den Leuten. Sie sehen ja alle aus, als ob sie schon im Sarge gelegen hätten.“ fragte der Wirt.

„Sie waren Gefangene in einem indianischen Bergwerk. Ich hatte Gelegenheit, sie loszukaufen“ sagte Pat kurz.

„Da werden Euch achtzehn ihr ganzes Leben lang dankbar sein, daß Ihr sie der Hölle entrissen habt.“

„Vielleicht. Dankbarkeit ist ein selten Ding bei den Weißen.“

„Ist so, Sir! Wie lange werdet Ihr mit den Männern noch dableiben?“

„Rechnet einstweilen mit zwei Wochen.“

* * *

Am Abend noch telegraphierte Pat an Carrington. „Habe die achtzehn Cowboys gefunden Vor acht Tagen ist Abreise unmöglich, da alle achtzehn schwer krank sind. Drahtet evtl. Anweisung. Pat.“

Er trug das Telegramm selbst zur Post und legte sich dann zur Ruhe.

Als er die Lagerstatt aufsuchte, fand er, als er die Decke zurückschlug, unter ihr ein Päckchen.

Ueberrascht öffnete er es.

Achtzehntausend Peseten lagen in ihm.

Das war Rih-Saohs Dank für das Vertrauen, das ihm Pat geschenkt hatte.

Pat suchte, ob nicht ein Gruß seines indianischen Freundes dabeilag. Er fand aber nicht eine Zeile und legte sich dann schlafen.

Carrington ließ den falschen Peraud nicht aus den Augen und unermüdlich beobachtete er ihn. Aber es war ihm nicht nachzuweisen, daß er für Allan gearbeitet hatte.

Paris hatte ihm telegraphiert, so daß er wußte, Peraud war ein internationaler Fälscher. Aber er mußte beweisen können, daß er für Allan gearbeitet hatte.

Und das war bisher Carrington und seinen Gehilfen unmöglich gewesen.

Er, Peraud, lebte korrekt, ohne je mit Allan wieder zusammenzutreffen.

Carrington beschloß daher einen Gewaltstreich. Er erbat sich von Parker einen Haftbefehl für Peraud aus, der ihm auch nach genauer Berichterstattung gewährt wurde.

Mit dem Haftbefehl in der Tasche begab er sich zu Peraud, der es sich gerade an der Tafel des Atlantic-Hotels gut schmecken ließ.

Carrington legte die Hand auf seine Schulter.

„Monsieur Peraud!"

Der Angeredete ließ Messer und Gabel sinken und fragte unwirsch: „Was wollen Sie?"

„Bitte folgen Sie mir unauffällig in ihr Zimmer. Ich habe mit Ihnen zu reden. Mein Name ist Carrington. Ich bin Detektiv."

Peraud fuhr zusammen, beherrschte sich aber.

„Ich wüßte nicht, was ich mit Ihnen zu besprechen hätte, Mr. Carrington. Lassen Sie mich jetzt in Ruhe essen. Beehren Sie mich ein anderes Mal," sagte er kaltschnauzig.

Carrington beugte sich nieder und antwortete scharf: „Wenn Sie mir nicht augenblicklich folgen, lasse ich Sie im Speisesaal verhaften, Henry Peraud!"

Peraud saß wie gelähmt vor Entsetzen.

„Stehen Sie auf, folgen Sie mir!!"

Peraud erhob sich gehorsam wie ein Kind und ging mit Carrington.

Im Zimmer angekommen, konnte er sich nicht mehr aufrecht erhalten. Stöhnend fiel er in den Sessel. Angstvoll sah er in das kantige breite Gesicht Carringtons.

„Nun, Sie sind ein wenig verwundert, Monsieur Peraud. Ja, der liebe Gott läßt doch nicht so zu, daß für Herrn Henry der ehrenwerte Herr Guillaume ins Zuchthaus wandert. Mann, was sind Sie für ein gewissenloser Schuft, der den Bruder, der ihm nur Gutes tat, vernichten will."

Henry saß wie vernichtet im Sessel. Er setzte an zum Sprechen. Schüttelte dann den Kopf, weil er nur ein leises Gestammel herausbrachte.

„Henry, nicht genug Ihrer Schulden an Ihrem Bruder. Auch hier in Frisko müssen Sie noch durch Ihre verbrecherische Tätigkeit Menschen unglücklich machen. Gestehen Sie, daß Sie dem Millionär Allan Wilde ein Testament fälschten, das ihn und seinen Bruder John zum Erben einsetzte."

„Nein!" schrie Henry Peraud auf. Tödliche Angst war in seinen Augen. Aber er leugnete.

Alle Versuche Carringtons, ihn zum Geständnis zu bringen, schlugen fehl.

Schließlich griff der Detektiv zum letzten Mittel.

„Henry Peraud. Ihr Bruder in Paris ist frei. Seine Unschuld ist erwiesen. Ich habe kein Interesse daran, ob Sie zehn Jahre oder noch länger eingesperrt werden. Ich würde Sie laufen lassen, wenn Sie mir ein schriftliches Geständnis geben, daß Sie für Allan Wilde das Testament seines Bruders Henry fälschten."

In des Verbrechers Auge war Hoffnung aufgeflammt. Bei Carringtons letzten Worten sank er wieder zusammen und schüttelte den Kopf.

„Nein, mein Herr!"

Carington fuhr eindringlich fort: „Sie wissen nicht, was Allan Wilde für ein Schurke ist. Er hat seinen Bruder Harry ermordet oder ermorden lassen. Seines Bruders Weib hat er in die Arme des Wahnsinns getrieben und wo seines Bruders Kind verscharrt liegt, das weiß nur Allan. Bedenken Sie, den Mann wollen Sie in Schutz nehmen?"

Des Detektivs Worte trafen. Carrington sah es, aber Henry Peraud leugnete weiter.

Er stritt es ab.

Carrington vermochte es nicht, ihn zum Geständnis zu bringen.

Er verhaftete ihn und lieferte ihn ins Polizeigefängnis ein, wo er bleiben sollte, bis ihn die französischen Polizeibeamten in Empfang nahmen. Sie waren bereits unterwegs.

* * *

Schwer enttäuscht, miserabel gelaunt, kam Carrington in seiner Behausung an.

Aber sein Gehilfe Alfonso empfing ihn mit strahlendem Gesicht.

„Mr. Carrington," rief er ihm entgegen, „Pat Sonnsen hat zwei Telegramme geschickt. Er hat Allans Cowboys gefunden. Alle achtzehn!"

Carrington wollte seinen Ohren nicht trauen. Er packte Alfonso und schüttelte ihn ziemlich heftig.

„Alfonso wollen Sie mich narren? Her die Telegramme!"

Alfonso, der die Uebersetzung schon angefertigt und drunter geschrieben hatte, reichte sie ihm, während er ihm Hut und Mantel abnahm, las Carrington.

Zweimal las er sie.

Dann kam ein wahrhaft diabolisches Grinsen auf sein Bulldoggengesicht.

„Ha, Ha!" lachte er, „das ist was, Alfonso! Zum Donerwetter. der Pat, das ist ein Kerl. Holt aus einem Indianerbergwerk die achtzehn Kerle, die ich als Zeugen brauche! Alfonso, fix, schenken Sie mir einen Rum ein. Jetzt werden wir den Allan fassen. Hat Sympsen schon mitgeteilt, ob Allan heute in den Eoston-Club geht?"

„Ja! Allan Wilde hat heute seine Anwesenheit gemeldet."

„Das paßt mir! Ich will heute Allan wieder einmal von Angesicht zu Angesicht sehen. Richten Sie meine Sachen zurecht, Alfonso. In vier Stunden will ich in den Eoston-Club."

Alfonso nickte.

Carrington war ein gern gesehener Gast im Eoston-Club, denn er war ein guter Gesellschafter und hatte manchen der Clubmitglieder wertvolle Dienste geleistet.

Als er drum am Abend erschien, empfing man ihn freundlich. Nur ein wenig peinliche Befangenheit war bei allen, denn Allan Wilde saß an einem Tisch und unterhielt sich mit verschiedenen Herren.

Und just an diesen Tisch trat Carrington und bat Platz nehmen zu dürfen.

Alles sah auf Allan, während sich Carrington mit dem liebenswürdigsten Lächeln setzte.

Allan selbst war einen Augenblick über Carringtons Frechheit erstaunt und wollte sich erheben. Aber er tat es nicht.

Er wollte sich nicht zurückziehen.

Es war so prickelnd, mit dem unversöhnlichsten Feind an einem Tische zu sitzen.

Die beiden Männer lächelten sich an, verbindlich, gesellschaftlich einwandfrei, aber wer Augen hatte, der sah die Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit in beider Augen.

Einen Augenblick lang hatte das Gespräch eine Unterbrechung erfahren, dann begann es wieder.

Senator Borat setzte seinen Freunden auseinander, daß die Union nicht drum herumkomme, eine Zollschranke für verschiedene Einfuhrartikel zu errichten. Er erklärte es lang und breit, fand aber recht wenig Anhängerschaft.

Die Debatte war sehr interessant.

Der Widerstand verstimmte den Senator etwas. Plötzlich wandte er sich an Carrington, der bisher, ohne sich an der Debatte zu beteiligen, still und interessiert zugehört hatte.

„Was meinen Sie dazu, Carrington?"

Aller Augen hefteten sich auf des Detektivs Antlitz.

„Verehrter Herr Senator, ich bin volkswirtschaftlich zu wenig geschult, um ein kompetentes Urteil abgeben zu können. Ich glaube aber, daß die Zollschranke kommen wird."

„Sehen Sie, meine Herren!" triumphierte Borat.

„Vor allen Dingen bin ich dafür," entgegnete der Detektiv lächelnd fort, „daß die Einfuhr von Verbrechern und europäischen Feudalherren, wie Fürstlich- und Prinzlichkeiten verboten wird. Wir haben soviel wirklich unübertreffliche Verbrecher im Lande und unsere Dollarprinzessinnen mögen ihre Chauffeurs heiraten, wenn sie partout nichts Gescheites finden."

„Sie haben recht, Mr. Carrington!"

Lachend stimmte man dem Detektiv zu.

Der Sprecher war Allan Wilde, der sich zu aller Erstaunen in die Debatte mischte.

„Ein solches Verbot wäre am Platze, denn wir haben wahrlich unübertreffliche — Sie bemerken dies sehr richtig — Verbrecher im Lande. Aber ist es für Sie in Ihrem Berufe nicht von besonderem Reiz, es auch einmal mit ausländischen Verbrechern zu tun zu haben?"

Allan sprach so ruhig, daß Carrington seine Nerven bewunderte. Auch die anderen staunten, daß sich der Millionär auf ein so verfängliches Gebiet wagte."

„Zweifellos ist das Zusammentreffen mit ausländischen Verbrechern für mich von besonderem Reiz verknüpft. Das heißt: früher empfand ich das. Heute, nachdem ich etwa 20 Jahre Detektivpraxis hinter mir habe, ist das, was vielleicht Unbefangene bei meinem Berufe den Reiz nennen, zusammengeschrumpft. Das furchtbare Erleben, das unser Beruf, der bei aller Rücksichtslosigkeit und Energie doch sehr viel

Takt und Herz verlangt, sorgt dafür, daß wir Detektive nicht mehr Freude empfinden, wenn wir einen irregeleiteten Menschen, den vielleicht Hunger, Not und krankhafte Veranlagung, verstiegener Ehrgeiz oder die unüberwindliche Neigung zum Luxus auf die Bahn des Verbrechers trieben, dem Richter ausliefern."

Die Ausführungen des Detektivs fanden das größte Interesse.

Und wieder war es Allan, der das Wort nahm. Langsam sprechend, jedes Wort betonend und dabei sein prachtvolles Gebiß zeigend, wandte er sich an Carrington.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so viel humane Ansichten äußern könnten, Mr. Carrington. Für Sie ist also der Verbrecher nicht schlechthin das Wild, das gehetzt werden muß, bis es liegt?"

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Schönheit.

Wie Vögel sich schmücken.

Bei den Tieren ist es umgekehrt wie bei den Menschen. Das „schöne Geschlecht" ist hier das männliche. Der männliche Löwe trägt die wallende Mähne, bei den Hirscharten sind die männlichen Tiere mit dem Geweih geschmückt, am meisten aber tritt dieser Unterschied zwischen geschmückten Männchen und schlichten Weibchen in der Vogelwelt hervor.



Leierschwanz.

Da ist der Pfau. Das Männchen prangt in einem herrlichen, buntschillernden Federkleid, das noch durch eine lange Schleppe geziert ist, das Weibchen dagegen schreitet in einem unscheinbaren grauen Gefieder einher. Bei den Kolibris haben nur die Männchen jene gleich funkelnden Edelsteinen leuchtenden Farben, die wohl das Schönste sind, was die Natur an Farbenpracht geschaffen hat. Es gibt auch Ausnahmen. Eisvogel und Blaurake tragen in beiden Geschlechtern ein gleich prächtiges Gewand. All diese Schönheit und Farbenpracht ist allerdings nur ein Schein. Die buntschillernden Kolibris, der prächtige Eisvogel, der herrliche Pfau und die grünen Papageien, sie tragen nur einfarbig graues oder braunes Federkleid, und von all den leuchtenden Farben ist in Wirklichkeit keine Spur vorhanden. Sie werden nur durch Brechung der Lichtstrahlen unserem Auge vorgetäuscht. Die düstere, braune Feder hat auf der Oberseite eine feine Schicht farbloser, lichtdurchlässiger Zellen, die wie ein Prisma wirken und durch Strahlenbrechung des Lichtes die bunten Farben des Spektrums zeigen. Hiervon kann man sich leicht überzeugen, wenn man eine solche scheinbar bunt gefärbte Feder eines Kolibris oder eines grünen Papageis gegen das Licht hält. Dann findet keine Brechung der Lichtstrahlen statt, und die Feder zeigt ihre eigentliche düstere Farbe. Dies ist natürlich nicht bei allen bunten Vögeln der Fall. Rot und Gelb sind Pigmentfarben, d. h. sie beruhen auf Farbstoff, aber Blau und Grün und die Schillerfarben des Kolibris sind Strukturfarben und werden erst durch die Strahlenbrechung des Lichtes hervorgezaubert.



Radschlagender Pfau.

Die Farbenpracht der Vogelmännchen spielt zur Zeit der Liebe eine große Rolle. Der Pfau schlägt ein Rad mit der kostbaren Schleppe, die nicht aus den Schwanzfedern, sondern aus den über dem Schwanz liegenden verlängerten Rückenfedern besteht. Absonderlichen Schmuck trägt der australische Leierschwanz. Der Schwanz sieht wie eine große Leier aus. Gewöhnlich wird er zusammengefaltet, in der Balz aber hochgestellt und zur vollen Schönheit gefächert. Der Leierschwanz ist ein Singvogel, daneben ein ausgesprochener Bodenvogel und erinnert in Bewegungen und Aussehen an den Fasan. Er ahmt nicht nur fremde Vogelgesänge der Tierstimmen nach, sondern sogar das Lachen der Menschen, das Geschrei der Kinder und alle möglichen Geräusche, die er in seiner Umgebung hört.



Sechsfederparadiesvogel in Balzstellung

Unter den Fasanen steht der asiatische Argusfasan mit seinem seltsamen Federkleid obenan. Zur Zeit der Liebe führt der Argusfasan auf einem von ihm selbst gesäuberten Tanzplatz einen Reigen auf, wobei die gewaltigen Flügel fächerförmig gespreizt werden.

Bezaubernde Prachtkleider, mit denen im Liebesspiel die höchsten Wirkungen erzielt werden, tragen die männlichen Paradiesvögel. Beim roten Paradiesvogel wallt von jeder Brustseite unterhalb der Flügel ein langer, aus weichen, zarten Federn bestehender feuerroter Schleier herab. Bei einer anderen Art sind diese Schmuckfedern herrlich blau gefärbt. In der Balz suchen die Männchen all ihre Schönheit zur vollsten Geltung zu bringen. Sie richten die Schmuckfedern empor, die dann wie ein langer, wallender Schleier oder, wie beim Sechsfederparadiesvogel, als Umhang den Körper umhüllen, so daß der Vogel eine wahrhaft phantastische Erscheinung wird, die durch die Farbenpracht einen geradezu märchenhaften Zauber erhält.

Und so ist es nicht verwunderlich, daß die Eingeborenen Polynesiens bei ihren Tanzaufführungen den balzenden Paradiesvogel zum Vorbild genommen haben. Die Duk-Duk-Tänzer bekleiden ihren Körper mit einem weißen Federumhang und geben sich durch Masken das Aussehen von Vögeln.



Duk-Duk-Tänzer Polynesiens.

Der Mann, der den Hund beißt.

Eine Hundegeschichte, die sehr absonderlich ist und wieder einmal zeigt, daß es doch noch Neues unter der Sonne gibt, wird aus Dundee in Schottland gemeldet. Dort hat ein Mann einen Hund gebissen. Wohlgemerkt der Mann den Hund und nicht umgekehrt, wie das sonst der Fall ist. Die Sache trug sich folgendermaßen zu:

Im Park von Dundee lustwandelte John Campbell, ein junger Kontorbeflissener, mit seinem Mädchen. Es war ein wunderschöner Abend, der noch viele Menschen hinausgelockt hatte. Aber nicht nur Menschen. Da war auch ein großer Schäferhund, der im Park herumspazierte. Er schien ein besonderes Wohlgefallen an dem Mädchen von John Campbell gefunden zu haben. Er lief immer hinter ihr her und schnupperte an ihr herum. Solches mißfiel John Campbell, und er gab dem Hund einen Fußtritt. Das war nicht nett, und der Hund ließ sich das auch nicht gefallen. Aber — wie Hunde mitunter sind — stürzte er sich nicht auf den jungen Mann, sondern auf das Mädchen. Und biß sie in die Wade.

Das Mädchen schrie, wie das Mädchen in solchen Fällen immer tun. John Campbell war Kavalier und schlug mutig auf den Hund ein. Aber das half nichts! Der Hund hatte es nun einmal auf die Wade von Johns Begleiterin abgesehen und ließ nicht los. Da kam dem jungen Mann eine originelle Idee . . . Er warf sich auf den Boden, packte den Hund beim Ohr und biß hinein! Nicht zaghaft, sondern kräftig, und nicht einmal, sondern immer wieder.

Eine solche völlige Umkehr aller Naturgesetze kam dem Hund doch zu unerwartet. Er gab die Wade des Mädchens frei, das Mädchen schrie nicht mehr, und der junge Mann hörte auf mit Beißen. Der Hund war im selben Augenblick hinter den Bäumen verschwunden. Aber eine Blutspur auf dem Boden bewies, wie erfolgreich der Angriff von John Campbell endete . . .

Frauen fliegen Rekorde.

Daß Frauen auf sportlichem Gebiet den Wettkampf mit dem stärkeren Geschlecht nicht zu scheuen brauchen, will die englische Rekordfliegerin Bailey wieder einmal beweisen. Ursprünglich wollte sie an einem internationalen Flugwettbewerb teilnehmen, bei dem nicht weniger als 6600 Kilometer durchflogen werden müssen. Lady Bailey konnte aber ihre Meldung nicht rechtzeitig genug abgeben, und nun flog sie außer Konkurrenz. Sie ist dieser Tage in Paris aufgestiegen. Von dort startete sie nach Marseille. In einem Zeitraum von 14 Tagen muß die gesamte Flugstrecke bewältigt sein. Die Reihenfolge der Städte, die überflogen werden, ist genau vorgezeichnet: Paris, Basel, Genf, Lyon, Marseille, St. Raphael, Turin, Mailand, Venedig, Agram, Belgrad, Bukarest, Budapest, Wien, Brünn, Prag, Breslau, Warschau, Posen, Berlin, Hamburg, Amsterdam, Brüssel, Paris.

An der offiziellen Flugrunde lag eine Engländerin, Miß Spooner, mit ihrem Landsmann an der Spitze. Auch sie ist eine der bekanntesten Erscheinungen in der Sportwelt und nimmt es mit jedem Piloten auf.

3000 Schreibmaschinen für den Halbmond.

In Amerika hat man 3000 Schreibmaschinen verfrachtet, die nach der Türkei gehen. Der Ghazi hat bekanntlich einen Erlaß ausgegeben, nach dem sich die Türkei auf die lateinische Schrift umzustellen hat, und als Folge dessen beglückt man nun die neuen ABC-Schützen mit Schreibmaschinen, deren lateinisches Alphabet sie in die neue Kunst einführen soll. Die Schreibmaschine wird wahrscheinlich auch bei der Emanzipation der türkischen Frau ihre Rolle spielen. Die türkischen Mädchen werden einsehen, daß sich mit der Beherrschung der Technik der Schreibmaschine Geld verdienen läßt, und die türkische Stenotypistin wird sehr bald in Erscheinung treten.

Junggesellin und dennoch Frau!

Daß man von der „Junggesellin" spricht und daß dies ein ganz streng abgegrenzter Begriff geworden ist, ist erst eine Tatsache der letzten drei, vier Jahre. Vielleicht, weil der Frauenberuf so gewaltigen Aufschwung genommen hat, vielleicht, weil die Junggesellin heute im öffentlichen Leben eine ebenso selbständige Rolle spielt wie der Junggeselle. Nur eines unterscheidet immer noch beide voneinander; Junggeselle ist jeder unverheiratete Mann von seinem zwanzigsten Jahr an so lange, bis er heiratet oder bis er als Hagestolz begraben wird. Unter Junggesellin dagegen versteht man eine Frau so um die dreißig herum, die nicht mehr an Ehe denkt und ihr Leben sozusagen an ihren Beruf gehängt hat: sei es nun als Lehrerin, Aerztin, Künstlerin oder auf verantwortungsvollem Posten in Geschäften und Büros.

Während der Junggeselle neben seinem Beruf recht ausgiebig sein Leben genießt, versinkt die Junggesellin meistens so vollständig in der selbstgestellten Lebensaufgabe, daß ihr zu anderem kaum Zeit bleibt. Sie arbeitet auswärts oder daheim, hält in der Freizeit ihre kleine Häuslichkeit in Ordnung, sie strebt und strebt und vergißt darüber ganz, daß das Leben schließlich auch noch aus etwas anderem bestehen soll als nur aus Arbeit. Eigentlich ist sie auch dem Alter nach viel jünger als dem Wesen nach, und wenn man ihr sagt, sie sei doch noch jung, verwundert sie sich sehr. Sie hat tausend Bekannte, Kolleginnen, verheiratete Leute, Verwandte, von denen sie eingeladen und aufgefordert wird, dies und das mitzumachen. Vergeblich. Sie hat nie Zeit und stets hundert Dinge vor, die noch erledigt werden müssen. Wenn man sie wirklich einmal zu Hause antrifft, so ist es vor einem Stoß Arbeit. Gleichzeitig aber hat sie den ehrlichen Willen, auszugehen, etwas mitzumachen, dabeigewesen zu sein. Sie freut sich über jede Einladung, sie sagt nie ernsthaft ab, aber sie kann eben doch nie kommen. Irgend etwas kommt ihr immer dazwischen. Hat man aber einmal Glück und wird von ihr zu einer gemütlichen Kaffeestunde eingeladen, so entwickelt sie plötzlich unerwartete Hausfrauentalente und beweist damit, daß sie, wenn auch berufstätige Frau und Junggesellin mit allen Schwächen, doch zu tiefst noch absolut Frau ist.

Kulturfilm auf dem Lande.

In Anerkenntnis des hohen kulturellen Wertes der populär-wissenschaftlichen Filme hat die bulgarische Regierung in großzügiger Weise Wanderkinos auf Automobilen eingerichtet, die in die kleinsten und abgelegensten Dörfer des Landes vordringen, um dort der Bevölkerung den Besuch von Kino-Vorführungen zu ermöglichen. Außer dem technischen Begleitpersonal ist dieser Kino-Expedition ein Vortragsredner zugesellt, der den Begleitvortrag zu den Filmen übernimmt. Der Erfolg ist ein ungewöhnlich starker, und der Kulturfilm erweist sich hier wie schon so oft als wichtiger Kulturfaktor, der in unterhaltender Form die Landbevölkerung über sozialhygienische Fragen aufklärt und überdies auch über die Welt und die Weltgeschehnisse unterrichtet. Bereichert werden die Programme dieser Wanderkinos noch durch vorzügliche Filme aus den Gebieten Biologie, Technik, Landwirtschaft und Sport.

Diesen Bestrebungen kommen die Kulturfilme der Ufa insofern in besonders glücklicher Weise entgegen, als sie von jeher nicht nur wissenschaftlich korrekt, sondern auch auf das geistige Fassungsvermögen breitester Volksschichten zugeschnitten sind, so daß ihr Inhalt von der kulturell aufnahmefähigen und bildungshungrigen Bevölkerung der bulgarischen Dörfer leicht aufgenommen und stets gern gesehen wird.

Der Ufa-Großfilm „Falsche Scham" sowie die Ufa-Filme „Die Amerikafahrt des Luftschiffes ‚Graf Zeppelin'" und der Expeditionsfilm „Auf Tierfang in Abessinien" wurden unter großer Anerkennung vorgeführt.

■ Fröhliche Ecke. ■

Der Zirkusdirektor sagt zu einem Artisten, der sich um ein Engagement bemüht: „Früher waren Sie doch Feuerfresser, und jetzt sind Sie Degenschlucker? Warum haben Sie denn Ihre Tätigkeit geändert?"

„Ja, wissen Sie, Herr Direktor, der Arzt hat mir wegen Bleichsucht Eisen verordnet."

*

„Hier ist ein Strafbefehl gekommen, Anna, weil Sie die Leute auf der Straße mit Wasser bespritzt haben! Halten Sie sich den Strafbefehl immer vor Augen, wenn Sie die Blumen auf dem Balkon begießen!"

„Dann werde ich immer vorbeigießen."

*

„Fritzchen, wenn du nun ein Mann wärst und hättest dreitausend Mark, du möchtest dir aber gern ein Haus kaufen, das hunderttausend Mark kostet, was brauchst du da noch?"

„Eine reiche Frau, Herr Lehrer!"

*

„Während ich verreist war, ist mein Mann zweimal morgens zu spät ins Büro gekommen; er sagt, Sie hätten vergessen, ihn zu wecken?"

„Det stimmt nicht, Madame; er hatte vergessen, nach Hause zu kommen!"

*

Fremder: „Sie, wie kommt es, daß das große Dorf hier eine so kleine Kirche hat? Da können die Leute doch unmöglich alle hinein!" Bauer: „Wenn die Leute alle hineingingen, da gingen sie nicht alle hinein; weil sie aber nicht alle hineingehen, gehen sie alle hinein!"